

Peter-Paul Bänziger

# Sex als Problem

Körper und Intimbeziehungen  
in Briefen an die »Liebe Marta«



Campus Forschung  
Band 948

*Peter-Paul Bänziger*, Dr. phil., ist Koordinator des Graduiertenkollegs des »Zentrums Geschichte des Wissens« der Universität und der ETH Zürich.

© Campus Verlag GmbH

Peter-Paul Bänziger

# Sex als Problem

Körper und Intimbeziehungen in Briefen  
an die »Liebe Marta«

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich im Herbstsemester 2008 auf Antrag von Prof. Dr. Philipp Sarasin und Prof. Dr. Marie-Luise Angerer als Dissertation angenommen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39268-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2010 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.campus.de](http://www.campus.de)

© Campus Verlag GmbH

# Inhalt

Vorwort .....	9
Einleitung. ....	12
1 Quellen .....	14
2 Stand der Diskussion .....	23
3 Die »Liebe Marta« als diskursives Arrangement .....	41
Teil I: Beratung	
»Liebe Marta«. ....	51
1 Das Image der »Lieben Marta«. ....	52
2 Kritik an Ratgeberin und anderen Ratsuchenden .....	55
3 Marta Emmenegger als Medienbekanntheit .....	59
4 Die Kolumne lesen .....	61
Drittangebote. ....	63
1 Das Umfeld der »Lieben Marta« .....	64
2 Vermittlerin und Konsumentenschützerin .....	72
Rat suchen .....	76
1 Die Form wahren. ....	79
2 Ein Problem formulieren .....	86
3 An sich selbst arbeiten .....	95
4 Den Rat annehmen .....	98

Erklärungen . . . . .	101
1 Autobiographischer Pakt . . . . .	102
2 Vergangene Ereignisse . . . . .	104
3 Gesellschaftliche und familiäre Umstände . . . . .	110
4 Handeln in der Gegenwart. . . . .	113
Teil II: Körper und Beziehungen	
Alter . . . . .	123
1 Es ist (fast) nie zu spät . . . . .	125
2 Potent ins Alter . . . . .	128
3 Das andere Geschlecht. . . . .	131
Beziehungsideale . . . . .	134
1 Traditionelle Beziehungsideale . . . . .	136
2 Partnerschaft . . . . .	140
Einsamkeit . . . . .	148
1 Unzulängliche Skripte . . . . .	149
2 Ideale Partnerinnen und Partner . . . . .	153
3 Orte des Kennenlernens. . . . .	156
Geschlecht . . . . .	160
1 Weiblichkeiten. . . . .	162
2 Iron men . . . . .	167
3 Iron maiden? . . . . .	171
Gewalt . . . . .	177
1 Definitionen . . . . .	178
2 Wo Gewalt ausgeübt wird . . . . .	181

---

3 Gewalt anprangern. . . . .	184
4 Sich wehren. . . . .	190
5 Männer als (potentielle) Täter . . . . .	196
HIV und Aids . . . . .	200
1 Risiko-Management. . . . .	201
2 Sich selbst und andere schützen . . . . .	207
3 Leben mit HIV und Aids. . . . .	212
Körper. . . . .	217
1 Fragmentierte Körper. . . . .	218
2 Der Körper als soziales Problem. . . . .	227
Liebe . . . . .	235
1 Liebe, Freundschaft, Sex . . . . .	237
2 Konsum. . . . .	244
3 Jenseits des romantischen Skripts. . . . .	249
Objektwahl. . . . .	254
1 Unterschiedliche Sichtbarkeiten. . . . .	255
2 Gleichgeschlechtliches Handeln und Leben normalisieren . . . . .	265
3 Exkurs: Das Alter als Kriterium der Objektwahl . . . . .	270
Praktiken . . . . .	274
1 Differenzieren . . . . .	276
2 Das Penetrationsskript. . . . .	278
3 Normalisieren . . . . .	286
4 Pornographische Skripte . . . . .	291

Sex. . . . .	298
1 Sex und Glück . . . . .	299
2 Sex als Problem . . . . .	302
3 Orgasmus . . . . .	303
4 Wessen Problem? . . . . .	313
5 Potenz . . . . .	316
6 Den Sex optimieren . . . . .	321
Zweisamkeit . . . . .	326
1 Von der Liebe zum Alltag . . . . .	328
2 Die Lösbarkeit sexueller Probleme . . . . .	336
3 Irritation durch Beratung . . . . .	341
Nachwort: Die Welt als Fight Club oder neosoziale Gemeinschaft? . . . . .	343
Quellen . . . . .	359
1 Ungedruckte Quellen . . . . .	359
2 Artikel in Zeitungen und Zeitschriften . . . . .	359
3 Andere gedruckte Quellen . . . . .	360
4 Im Internet zugängliche Quellen . . . . .	361
5 Filmographie . . . . .	362
Literatur . . . . .	363

# Vorwort

Der Sex, den die Ratsuchenden in ihren Briefen an die Ratgeberin »*Liebe Marta*« beschrieben, war mit vielerlei Problemen belastet: Unlust, mangelnde Orgasmus- oder Erektionsfähigkeit und sexuell übertragbare Krankheiten werden wortreich geschildert. Auch die Angst, bezüglich des sexuellen Könnens und Wissens nicht auf der Höhe der Zeit zu sein und deshalb soziale Ausgrenzung oder zumindest Auseinandersetzungen mit der Partnerin oder dem Partner zu riskieren, ist den Schreibenden ein Anliegen. Damit steht der in ihren Ratgesuchen geschilderte Sex in einem starken Kontrast zu dem Befreiungs- und Glücksversprechen der »Sexualität«. In ihrer eigenen Wahrnehmung hatten die Schreibenden verfehlt, was das Sexuelle »eigentlich« ausmacht; sie hatten in einem wichtigen Bereich des Lebens versagt. Dabei übersahen sie allerdings, dass das Glücksversprechen für den Diskurs über die Sexualität genau so konstitutiv ist wie die Wahrscheinlichkeit, »Lust«, »Erfüllung« oder »Befriedigung« letztlich zu verfehlen. Das sexuelle »Glück« ist keine messbare Größe; es gibt keine objektiven Kriterien, die einer Person sagen könnten, wann sie es erreicht habe. Was bleibt, ist in vielen Fällen die wortreich beschriebene Erkenntnis, »dass es das doch noch nicht gewesen sein kann«.

Diese sexuellen Sorgen und Nöte der Schreibenden sind Thema der vorliegenden Studie. Michel Foucaults Argumentation, dass der Diskurs über die Sexualität ein historisch spezifisches Regelwerk darstelle, das seit rund zwei Jahrhunderten bestimme, wie über intime Beziehungen zwischen Körpern und das Verhältnis zu sich selbst gesprochen und geschrieben werden kann,<sup>1</sup> hat seine Aktualität auch für eine Geschichte des Sexuellen im späten 20. Jahrhundert keineswegs eingebüßt. So sind die Bezüge auf die »sexuelle Revolution« der sechziger und siebziger Jahre in den untersuchten Quellentexten aus den folgenden zwei Jahrzehnten denn auch deutlich sichtbar. Und doch drängte sich in verschiedenen Phasen meiner Beschäftigung mit den

---

1 Vgl. Foucault 2001.

Ratgesuchen die Frage auf, ob es sich bei der von Foucault beschriebenen nicht um eine Welt handle, die heutzutage möglicherweise am Verschwinden ist.<sup>2</sup> Solche Fragen kamen nicht zuletzt bei der Auseinandersetzung mit der Kommunikationsform der Beratung und der mit dieser einhergehenden Tendenz zur »Mechanisierung« des Sexuellen auf. Intimbeziehungen wurden in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend als ein Lebensbereich betrachtet, den es zu optimieren gilt wie andere Bereiche auch. Die zentrale Frage des »Sexualitätszeitalters« – die Frage danach, wer man »ist« – rückt in den Hintergrund, trotz der ohne Zweifel nach wie vor bestehenden Bezüge.

In der Beratungskommunikation wird der Sex als lösbares Problem beschrieben, alle weiteren Aspekte des Sexuellen wie die Frage nach der »Identität« oder der »Wahrheit« des eigenen Begehrens sind nebensächlich. Der Untersuchungszeitraum ist vor diesem Hintergrund als eine Epoche zu beschreiben, in der zum einen die Ergebnisse der sexuelle Revolution konsolidiert wurden, zum anderen jene – ebenfalls in den Veränderungen der Jahrzehnte davor angelegten – Tendenzen deutlicher zum Thema werden konnten, die möglicherweise über das Sexualitätszeitalter hinausweisen. In welche Richtung der Umgang mit Körpern, Intimbeziehungen und Selbstverhältnissen sich in den nächsten Jahrzehnten wandeln wird, kann heute höchstens Gegenstand von Spekulationen sein und ist auch nicht die Absicht hinter den folgenden Ausführungen. Wichtig scheint mir hingegen, die Frage nach den Transformationen der Intimverhältnisse seit der sexuellen Revolution zu stellen. Es ist an der Zeit, das späte 20. Jahrhundert zum Gegenstand zeitgeschichtlicher Forschung zu machen – und dazu soll die vorliegende Studie mit Blick auf den thematischen Bereich der Körper und der Intimbeziehungen ein Stück beitragen.

Ihr Blick auf die Vergangenheit ist notwendigerweise ausschnittshaft. Sie erhebt nicht den Anspruch, eine umfassende Geschichte des Sexuellen in den achtziger und frühen neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts vorzulegen. Der erste Teil enthält jene Kapitel, welche die Beschreibungen des medialen und kommunikativen Kontextes untersuchen, während in Teil II die unterschiedlichen Facetten der Thematisierung des Körpers und intimer Beziehungen betrachtet werden. Die alphabetische Anordnung verweist darauf, dass es kein lineares Narrativ gibt, das die einzelnen Kapitel dieses Teils verbindet. Sie sind als mehr oder weniger eigenständige Aufsätze konzipiert, die durch die zahlreichen Querverweise zu einer Art Hypertext verwoben werden. Mit dieser Anordnung möchte ich keineswegs den Anschein

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu etwa Angerer 2007.

erwecken, nach enzyklopädischer Vollständigkeit zu streben: Behandelt werden nur die am häufigsten erwähnten Themen, weshalb beispielsweise die Schwangerschaft oder die Sexarbeit nur im Zusammenhang mit anderen Themen erwähnt werden. Eine zusätzliche Ebene eröffnen die jeweils am Anfang eines Kapitels integral zitierten Briefe. Bei deren Auswahl habe ich auf eine gewisse Breite der sozialstrukturellen Positionierungen der Schreibenden geachtet, nicht aber auf inhaltliche Kon- oder Divergenzen.

Als Angehöriger der Mittelklasse mit schweizerischem Pass und Universitätsabschluss nehme ich eine Sprecherposition ein, die im Vergleich mit vielen Ratsuchenden als privilegiert zu bezeichnen ist. Gleichwohl handelt es sich beim Untersuchungsgegenstand immer auch um »meine« Geschichte: Es ist die Schweiz der achtziger und frühen neunziger Jahre, in der ich meine Kindheit und Jugendzeit verlebt habe. Darüber hinaus zeigt sich, dass zahlreiche Schreibende mit großer Selbstgewissheit zur Feder griffen. Auch die behandelten Themen und die teilweise faszinierende Schreibgewandtheit lassen die Ratsuchenden nicht als die »anderen« erscheinen, deren Texten ich bloß mit dem Blick eines unbeteiligten Wissenschaftlers begegne.

Ohne die Unterstützung der folgenden Personen und Institutionen hätte diese Arbeit nicht – oder nicht in dieser Form – geschrieben werden können. Ihnen und all jenen, die ich möglicherweise vergessen habe, gilt mein Dank. Es sind in alphabetischer Reihenfolge: Marie-Luise Angerer, Regula Argast, Monica Baals-Garduhn, Paul Bänziger, Suzanne Bänziger-Müller, Magdalena Beljan, Brigitta Bernet, Johannes Binotto, Agi Biro, Stephan Durrer, Stefanie Duttweiler, Franz X. Eder, Pascal Eitler, Jens Elberfeld, Kijan Espahangizi, Regula Flury, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FSW, Ilja Gerhardt, Natalia Gerodetti, Hippich, Bea Kärcher, Nicole Kärcher, Anna Kehl, die Koni-WG, Pascale Laborier, Dorothee Liehr, Sabine Maasen, Karen Menais, Alfred Messerli, Maren Möhring, Gabriel Montua, Eveline Müller, Nicole Niedermüller, Christa Putz, die Rautis, der Ringier-Verlag, Roman Rossfeld, Lutz Sauerteig, Eliane Schweitzer, Berta Setzer, der Schweizerische Nationalfonds SNF, Beatrice Schwitter, Anita Streule, Moni Streule, Jakob Tanner, Danny Trom, Annika Wellmann, Olsen Wolf. Speziell bedanken möchte ich mich bei Julia Stegmann und Philipp Sarasin, die mich während der ganzen Zeit bestens beraten haben.

*Zürich, im Februar 2010*

# Einleitung

Im Zusammenhang mit der Debatte über die Diskurstheorie und -analyse ist die Forderung nicht neu, die »Materialität von Diskursen«, also insbesondere die medialen Bedingungen, unter denen Aussagen zustande kommen, zu berücksichtigen.<sup>1</sup> Sie ist mittlerweile in zahlreichen historischen und sozialwissenschaftlichen Studien aufgenommen und auf mehr oder weniger gelungene Weise umgesetzt worden. Letztlich allerdings geht es in diesen Forschungsarbeiten immer um bestimmte Gegenstandsbereiche, welche die Gliederung der Erzählung und die Ergebnisse bestimmen. Untersucht werden etwa die Diskurse über die Hygiene, die Nacktgymnastik oder das Glück.<sup>2</sup> In der vorliegenden Arbeit hingegen sollen nicht die in den Briefen vorkommenden Themen im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, sondern das Archiv der Quellen selbst. Es stellt als solches einen Überrest dar, ein physisch fassbares »Monument«, das sich »immanent« beschreiben lässt.<sup>3</sup> Untersucht werden sollen nicht in erster Linie historische Veränderungen innerhalb eines Gegenstandsbereichs, etwa der Diskurse über die »Sexualität« oder über die »Liebe«, sondern ein spezifischer Ort, an dem das Sprechen und Schreiben über diese Bereiche – und damit auch diese selbst – (mit) konstituiert wurde. Mit anderen Worten: Es ist zwar so, dass die »Sexualität« ihr Glücksversprechen letztlich nicht erfüllen zu können droht. Ein Brief an eine Ratgeberin hingegen *verlangt*, dass die darin behandelten Gegenstände als problembehaftete beschrieben werden – zumindest wenn die »*Liebe Marta*« ihre Leserinnen und Leser nicht gerade zur Abwechslung einmal aufforderte, über glücklichen »Sex aus heiterem Himmel«<sup>4</sup> zu schreiben. Die Art und Weise, wie die konkreten Äußerungen zustande kommen, hängt also in hohem Maße vom Medium und den spezifischen kommunika-

---

1 Sarasin 2003b, 37ff.

2 Vgl. Sarasin 2001; Möhring 2002; Dutweiler 2007b.

3 Foucault 2000, 15.

4 So lautet der Titel einer Serie von Berichten über unerwartete sexuelle Erlebnisse, die in den Jahren 1984 bis 1986 in lockerer Folge publiziert wurden.

tiven Formen ab. Im Brief an eine Sex-Ratgeberin verschränken sich die Themen, das Medium des (Leser-) Briefes und die kommunikative Form der Beratung.

Die Gliederung der vorliegenden Studie orientiert sich am Archiv der Briefe. Das Medium des brieflichen Ratgesuchs stellt damit den eigentlichen Ausgangspunkt der Untersuchung dar. Die forschungsleitende Frage lautet: Worüber und wie genau schrieben die Leserinnen und Leser eines populären Mediums aus dem Südwesten des deutschsprachigen Raums in den achtziger und frühen neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, nachdem sie durch dessen Ratgeberkolumne aufgefordert worden waren, über ihre Probleme in »Liebe, Sex und Partnerschaft«<sup>5</sup> zu berichten? Das Ziel besteht erstens darin, einen Beitrag zur Diskussion über die Rolle der Medialität/Materialität für die Untersuchung von Aussageregeln zu leisten. Diese methodologische Ebene wird zweitens durch einen Beitrag zur Geschichte der Wahrnehmung und Konstruktion von Körpern und Intimbeziehungen in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ergänzt. Drittens lege ich dar, wie das (autobiographische) Schreiben und die Beratungssituation selbst von Seiten der Schreibenden thematisiert wurden. Es geht also darum zu untersuchen, wie die medialen Bedingungen des Aussagens von den Aussagenden selbst diskutiert wurden. Viertens ermöglicht es das Archiv der Briefe, nicht nur die durch die Medien verbreiteten Sinnangebote in den Blick zu nehmen und dabei vorauszusetzen, dass sie auch die Sinngebungsprozesse auf der Seite der Rezipientinnen und Rezipienten dominieren. Stattdessen kann hier am Einzelfall untersucht werden, wie die einzelnen Schreibenden ihre »eigene« Lektüre der medialen Texte und ihre Rezeption anderer Informationen zu einem Text zusammenfügten und wie sie sich selbst als in diesem Prozess beteiligte beschrieben.

Um die mehr als 7.000 Briefe zu untersuchen, aus denen sich das Archiv zusammensetzt, habe ich mich dafür entschieden, eine zufällige Quellenauswahl zu erstellen. Anschließend wurden die Texte in der Auswahl systematisch nach Aussagebereichen strukturiert. Das zentrale Auswahlkriterium hierfür bestand darin, dass die Thematisierung<sup>6</sup> eines Bereichs explizit sein

---

5 Korpus der »*Lieben Marta*« (im Folgenden abgekürzt »LM«), Nr. 10624, Kolumne vom 8.2.1980.

6 Diesen Begriff verwende ich anstelle der, etwa von Foucault, bei ähnlichen Gelegenheiten oftmals verwendeten »Problematisierung«. Damit sollen die beiden Aspekte der »Problematisierung« – etwas allgemein zum Thema zu machen einerseits und ein konkretes, lösbares Problem zu formulieren andererseits – schärfer getrennt werden, was mir für die Untersuchung von Beratungskommunikation unumgänglich scheint (→ RAT SUCHEN).

musste. Das Ergebnis dieses Vorgehens ist eine Art »Karte« jener Angelegenheiten, welche die Schreibenden unter den spezifischen medialen und kommunikativen Bedingungen thematisierten. Den Begriff »Karte« übernehme ich von Gilles Deleuze und Félix Guattari, die darunter das Resultat des Aufeinandertreffens zweier oder mehrerer »Akteurinnen« oder »Akteure« verstehen, die in ihrer Begegnung etwas Neues konstituieren. Die Karte versinnbildlicht damit den Umstand, dass wissenschaftliches Arbeiten den zu untersuchenden Gegenstand immer mit konstruiert und dass dieser wiederum nicht ohne Einfluss auf die forschende Person bleibt. Die Karte sei deshalb, so Deleuze und Guattari, »das Gegenteil einer Kopie, weil sie ganz und gar auf ein Experimentieren als Eingriff in die Wirklichkeit orientiert ist«. <sup>7</sup> Die markantesten Punkte auf der Karte der »Lieben Marta« – die wichtigsten unter den Themen, die von den Ratsuchenden erwähnt wurden – sind deshalb als Ergebnis eines konstruktiven Abstraktionsprozesses zu verstehen und nicht als direktes Abbild der konkreten Problemstellungen in den einzelnen Briefen. Die einzelnen Kapitel der vorliegenden Studie orientieren sich an diesen Punkten.

## 1 Quellen

Im Zentrum stehen also Briefe: Ratgesuche an die »Liebe Marta«. <sup>8</sup> Ähnlich wie Pauline Phillips (\*1918) und Ruth Westheimer (\*1928) in den USA, Oswald Kolle (\*1928) und Erika Berger (\*1939) in Deutschland, Ménie Grégoire (\*1919) in Frankreich oder São Paulos ehemalige Bürgermeisterin Marta Suplicy (\*1945) gilt Marta Emmenegger (1923–2001) in der deutschsprachi-

<sup>7</sup> Deleuze und Guattari 1997, 23f.; vgl. auch Rekaewicz 2006.

<sup>8</sup> Zusammen mit den anderen Dokumenten im Redaktionsarchiv bilden sie die materielle Grundlage des zwischen 2004 und 2008 vom Schweizerischen Nationalfonds SNF finanzierten Forschungsprojekts »Liebe Marta«. *Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion sexueller Selbstverhältnisse im »Blick« (1980–1995) und in aktuellen Internetforen* an den Universitäten Zürich und Basel. Das Projekt wurde von Philipp Sarasin, Sabine Maasen und Alfred Messerli geleitet. Die vorliegende Arbeit legt die Ergebnisse eines Teilprojekts vor. Die weiteren Teilprojekte wurden von Stefanie Duttweiler (*Vom Leserbrief zum virtuellen Rat: Zur Gouvernamentalität medialisierter Selbst-Thematisierung im Übergang zum Internet-Zeitalter*), Beatrice Schwiter (*Die Leserbriefkolumne als Stimulus einer alltäglichen Schriftlichkeit. Autobiographisches Schreiben in Leserbriefen an die »Liebe Marta«, 1980–1995*) und Annika Wellmann (*Wie der Sex in die Zeitung kam. Mediale Ratgeberkommunikation in der Schweiz 1980–1995*) bearbeitet.

gen Schweiz als Ikone der »sexuellen Aufklärung«.<sup>9</sup> Zwischen 1980<sup>10</sup> und 1995 verfasste sie beinahe täglich ihre Kolumne »*Liebe Marta*«. Die tausenden von Ratgesuchen, die sie im Verlauf ihrer Tätigkeit erhielt, sind äußerst vielfältig. Mehrheitlich sind sie in deutscher Standardsprache verfasst<sup>11</sup> und von Hand geschrieben. Als Papierformat wurden in der Regel Größen zwischen DIN A5 und A4 verwendet. Es gibt allerdings auch Briefe, die auf kleine Zettelchen oder Kärtchen notiert wurden. Die Textlänge reicht von einigen Zeilen bis zu knapp 30 dicht beschriebenen DIN A4-Seiten. Mehr als vier Fünftel der Schreibenden begnügten sich jedoch mit einer oder zwei Seiten. Die meisten schrieben nur einen Brief; die höchste Zahl von Dokumenten einer einzigen Person jedoch liegt bei einem Dutzend. Viele Ratsuchende legten ihrem Brief weitere Dokumente bei: Briefe an andere Leserinnen und Leser, die allerdings in der Regel nicht erhalten sind, Zeitungsartikel über verschiedene Produkte (→ DRITTANGEBOTE), Geld, adressierte Briefumschläge und Dokumente, von denen die Schreibenden glaubten, dass sie für das Verständnis ihres Problems nötig seien.

Bei der Suche nach einem geeigneten Zufallsprinzip für die Quellenauswahl waren zwei Kriterien zu beachten. Die Auswahl durfte einerseits nicht zu klein sein, sonst wäre das Risiko zu hoch gewesen, dass für einzelne Themenbereiche nicht genügend Material zur Verfügung gestanden hätte. Andererseits sollte die Auswahl auch nicht unüberschaubar groß sein. Schließlich ging es ja gerade darum, nicht (fast) das gesamte Korpus zu untersuchen, sondern einen einigermaßen repräsentativen Querschnitt zu erhalten. Da die Briefe bereits durch die Redaktion nach Jahr und Anfangsbuchstabe des Namens abgelegt worden waren, bot es sich aus forschungspraktischen Gründen an, die Auswahl auf dieser Grundlage zu treffen. Eine Verzerrung der Daten<sup>12</sup> aufgrund dieses Vorgehens kann ausgeschlossen werden.

<sup>9</sup> Auf die Inszenierung von Marta Emmenegger geht Wellmann (2008a; 2009) ein.

<sup>10</sup> Die Ankündigung lautete folgendermaßen: »Liebe, Sex, Partnerschaft – haben Sie Probleme damit? Ab heute finden Sie Hilfe bei BLICK! Täglich gibt Marta Emmenegger Lieben den Rat. Kompetent und offen beantwortet sie alle ganz privaten Fragen, denn sie weiss, wie aus dem Unglück bei der Liebe wieder ein Glück zu zweit entstehen kann.« (LM, Nr. 10624, Kolumne vom 8.2.1980)

<sup>11</sup> Es gibt jedoch auch Texte, in denen, vor allem in Wiedergaben direkter Rede, versucht wird, die schweizerische Umgangssprache zu verschriftlichen. Zudem finden sich einzelne französisch-, italienisch- und englischsprachige Dokumente. Bei den Quellenzitationen habe ich darauf verzichtet, die Orthographie und Zeichensetzung anzupassen. Wiederholungen von bereits zitierten Textstellen sind durch kursive Schrift markiert.

<sup>12</sup> Vgl. dazu Hudson 2000, 172f.

Wie im deutschsprachigen Raum üblich, ergibt eine Abfrage der Datenbank, in der die Quellen aus den Jahren 1985 bis 1989 vollständig erfasst sind, dass Namen mit »S« (inklusive »Sch« und »St«) am häufigsten vertreten sind. Wenn nicht von vornherein ausgeschlossen werden sollte, auch bei weniger prominenten Themen eine gewisse serielle Sättigung zu erreichen, boten sich die »S«-Briefe an. Die Entscheidung dafür hat sich im Großen und Ganzen auch bewährt, selbst wenn bei einzelnen Themenbereichen die Materialbasis zu klein war. Neben der → OBJEKTWahl mit 39 Briefen handelt es sich um die Themen → HIV UND AIDS (24 Briefe) und → GEWALT (56 Briefe). In diesen Fällen mussten weitere Texte aus dem Gesamtkorpus hinzugezogen werden, um die notwendige Sättigung zu erreichen.<sup>13</sup>

Als ich die Quellenauswahl erstellte, stand zusätzlich die Korrespondenz aus den Jahren 1991 und 1992 zur Verfügung. Auf dieser Grundlage wuchs die Auswahl auf insgesamt 917 Briefe von 687 unterschiedlichen Personen. Die Dokumente aus dem Zeitraum von 1993 bis 1995 waren mir erst nach Abschluss eines beträchtlichen Teils der Quellenarbeit zugänglich. Sie konnten deshalb nicht mehr systematisch in die Analyse einbezogen werden. Die Lektüre dieser 184 Dokumente bestätigte jedoch die Ergebnisse der Quellenauswahl. Eine weitere Einschränkung betrifft die Jahre 1980 bis 1984, aus denen die meisten Dokumente noch im Archiv des *Blick* verloren gegangen sind. Nur dank der Tatsache, dass die Redaktion jeweils die Briefe derselben Person zu einem Dossier zusammenzufassen und unter dem Jahrgang der letzten Korrespondenz abzulegen pflegte, sind trotzdem einige Dokumente aus jenen Jahren erhalten geblieben. Für 1984 wirkte sich zudem günstig aus, dass die »*Liebe Marta*« viele Briefe mit einiger Verzögerung – und somit in diesem Fall erst 1985 – beantwortete. Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Briefe nach Verfassungsjahr.

Aufgrund von Interviews mit Beteiligten und anderen Hinweisen<sup>14</sup> ist anzunehmen, dass die Zahl der Briefe in den Jahren 1980 bis 1984 ähnlich hoch gewesen sein dürfte wie 1985 und 1986, möglicherweise zwischen ca. 1981 und 1984 sogar leicht höher. Für 1980 muss hingegen eine gewisse Anlaufzeit einberechnet werden: Die Kolumne musste erst noch bekannt ge-

13 Vgl. zu dieser Vorgehensweise Keller 2008, 91. Er schreibt, dass das Datenkorpus »gegebenfalls im Fortgang der Analyse korrigiert, also bspw. erweitert werden kann«.

14 So besteht beispielsweise eine Beziehung zwischen der Häufigkeit des Erscheinens der Kolumne und der Anzahl Briefe, wobei sie sich wohl gegenseitig beeinflussten. Wie ich in verschiedenen Kapiteln zeige, wirkte die Kolumne zumindest bei manchen Themen als eigentlicher Stimulus für die Produktion von Briefen (vgl. dazu auch die Studie von Beatrice Schwitter).

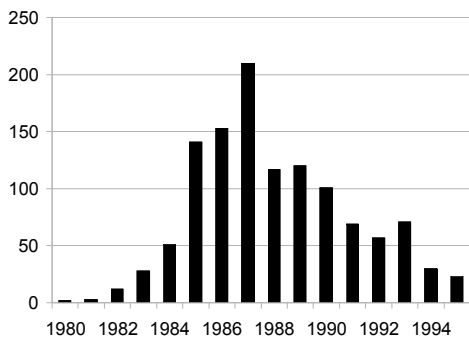


Abbildung 1: Anzahl Briefe nach Jahr (Quellenauswahl).

macht werden, was allerdings nicht allzu lange gedauert haben dürfte. Sollte diese Einschätzung zutreffen und geht man zusätzlich von der Annahme aus, dass noch weitere Dokumente verloren gegangen sind, so dürfte die Zahl der bei der Redaktion eingegangenen Briefe fast doppelt so hoch gelegen haben. Statt 7.000 würde das Korpus dann rund 14.000 Briefe umfassen. Dazu kommen die persönlichen Antworten der Redaktion, von denen rund 5.000 erhalten sind, sowie Telefonnotizen und weitere Überreste (ca. 700). Die Zahl der Kolumnen lässt sich relativ genau erfassen, da sie mit großer Gewissenhaftigkeit archiviert wurden. Das gilt auch für die Kolumnen aus den Jahren 1980 bis 1984. Abbildung 2 zeigt die Verteilung der insgesamt 3.848 Kolumnen über den ganzen Untersuchungszeitraum.

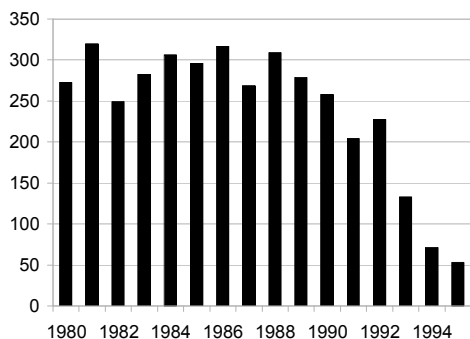


Abbildung 2: Anzahl der Kolumnen der »Lieben Marta« nach Jahr.

Die Verfasserinnen und Verfasser der Dokumente innerhalb der Quellenauswahl lebten in der gesamten Schweiz, zwei schrieben aus Italien und elf aus benachbarten deutschsprachigen Regionen. Letzteres ist nicht zuletzt auf den Umstand zurückzuführen, dass die Kolumne zeitweise von der Münchner *Abendzeitung* übernommen wurde.<sup>15</sup> Abbildung 3 zeigt die Verteilung nach schweizerischen Postleitzahlen. 30 Prozent aller in der Schweiz wohnhaften Personen kamen aus einer der neun Städte, die im Jahr 1980 mehr als 50.000 Einwohner hatten.<sup>16</sup> Damit sind diese Städte deutlich übervertreten, betrug deren Anteil an der gesamten Wohnbevölkerung der Schweiz zu jener Zeit doch bloß einen Fünftel. Allein in Zürich lebten 12,4 Prozent der Verfasser, doch nur 5,8 Prozent der schweizerischen Bevölkerung (1980). Korreliert man dieses Ergebnis mit Daten über die Reichweite des *Blick*, so lässt sich eine beträchtliche Diskrepanz erkennen. Für das Ende der Untersuchungsperiode stellte die Studie *MACH Basic* fest, dass innerhalb der Leserschaft diejenigen Personen leicht übervertreten waren, die in eher ländlichen Gegenden lebten.<sup>17</sup> Es ist nicht davon auszugehen, dass sich diese Zahlen in

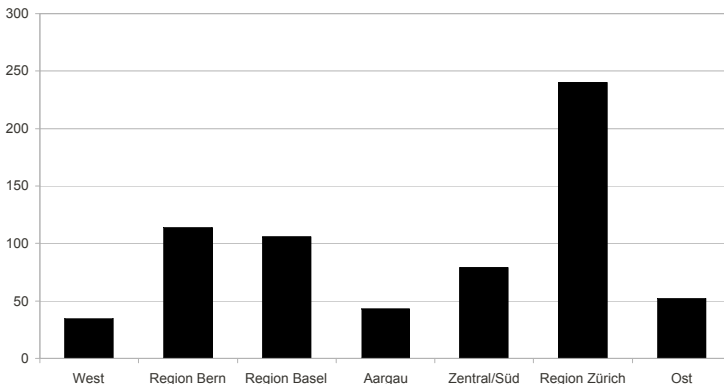


Abbildung 3: Verteilung der Briefe nach Postleitzahlen (Quellenauswahl).

15 Vgl. dazu den einleitenden Brief im Kapitel → »LIEBE MARTA«.

16 Es sind dies in Reihenfolge ihrer Größe: Zürich (101 Personen), Genf (7), Basel (45), Bern (55), Lausanne (4), Winterthur (27), St. Gallen (20), Luzern (18) und Biel (8). Die Zahlen wurden aufgrund der Postleitzahlen erstellt, wodurch bei Bern, Lausanne, Winterthur und St. Gallen auch einzelne stadtnahe Gemeinden einberechnet wurden. Für die Einwohnerzahlen vgl. Ritzmann-Blickenstorfer 1996, 164ff. (Tabelle B.37).

17 WEMF 1993, 103. Die Daten beruhen auf einer Befragung von 21.680 deutschsprachigen Personen aus der ganzen Schweiz. Die Auflage des *Blick* stieg zwischen 1980 und 1990 von 300.000 auf 364.500 (vgl. Ritzmann-Blickenstorfer 1996, 1137 (Tabelle Y.8)).

den zehn Jahren davor wesentlich verschoben hätten. Neben dem Aufkommen der privaten Radiostationen, dessen Auswirkungen auf die Printmedien nicht gravierend waren, sind keine größeren Verschiebungen im Mediensystem der Schweiz festzustellen. Der *Blick* selbst veränderte seinen 1980 unter dem damals neuen Chefredakteur Peter Übersax eingeführten Stil auch unter Übersax' Nachfolgern Peter Balsiger und Fridolin Luchsinger nicht grundlegend: Das »journalistische Schwergewicht« sei »von Blut und Tränen auf Spass und Lust«<sup>18</sup> verlagert worden, schreibt Karl Lüönd, der Verfasser der Festschrift zum 175-jährigen Bestehen des Ringier-Konzerns. Warum es einem städtischen Publikum leichter gefallen zu sein scheint, an die Ratgeberin zu gelangen, ist kaum zu erklären. In den Briefen selbst findet sich lediglich hin und wieder der Hinweis auf die größere soziale Kontrolle auf dem Land (→ ERKLÄRUNGEN). Möglich ist auch, dass – gerade im Zusammenhang mit dem Sexuellen – in der Stadt lebende Personen von gewissen Themen eher betroffen waren. So lebten beispielsweise 55 Prozent der über → HIV UND AIDS schreibenden Personen in einer Stadt, allein jede fünfte von ihnen in Zürich.<sup>19</sup>

In der Forschungsliteratur wird oftmals darauf hingewiesen oder auch nur vermutet, dass Frauen sich häufiger an ratgebende Institutionen wenden als Männer.<sup>20</sup> Besonders eindrücklich bestätigt dies das Beispiel der französischen Ratgeberin Ménie Grégoire, die zu etwa 90 Prozent von Frauen angefragt wurde.<sup>21</sup> Dieses Bild wiederholt sich bei den vorliegenden Quellen nicht. In der Auswahl stammen die Briefe ungefähr zu gleichen Teilen von Frauen und Männern. Der in Bezug auf andere Korpora vergleichsweise höhere Anteil von Männern dürfte teilweise auf das Medium selbst zurückzuführen sein. Der *Blick* hatte am Ende der Untersuchungsperiode bei Männern (26,7 Prozent) eine deutliche höhere Reichweite als bei Frauen (20,1 Prozent).<sup>22</sup> Die Sendung von Ménie Grégoire hatte Radio *RTL* hingegen am Nachmittag platziert. Sie war somit für Hausfrauen und kranke oder alte<sup>23</sup> Personen leichter zugänglich als für Personen, die im Rahmen eines Normalarbeitsverhältnisses beschäftigt waren.

18 Lüönd 2008, 271.

19 Bänziger 2003, 11.

20 Vgl. etwa Jeggle 1995, 355; Deichmann 1998, 72.

21 Gauthier 1999, 15; wie Grégoire schreibt, hatte sie insgesamt rund 90.000 Briefe von Frauen bekommen (Grégoire 1999, 11).

22 WEMF 1993, 83.

23 Gauthier 1999, 52f.

Bei den Korrespondentinnen und Korrespondenten der »Lieben Marta« zeigt sich, dass der höhere Anteil der Männer hauptsächlich durch die Älteren unter ihnen zustande kam. Unterteilt man die 442 Personen, deren Alter ich im Laufe meiner Untersuchungen eruieren konnte, nach Altersklassen, so ergibt sich die in Abbildung 4 dargestellte Verteilung.<sup>24</sup> Über deren Ursachen kann nur spekuliert werden. Da es sich in den wenigsten Fällen um Kranke handelte, spielt möglicherweise die Tendenz eine Rolle, dass vor allem ältere Männer oftmals etwas einzufordern versuchten, das ihnen angeblich zustand (→ ALTER, GEWALT). Sie zogen es vor zu sprechen, statt still zu leiden. Die »Liebe Marta« bot ihnen eine Bühne, um ihre Meinung öffentlich vorzutragen. Älteren Frauen, die noch in der ersten Jahrhunderthälfte aufgewachsen waren, mag es hingegen schwerer gefallen sein, das Wort zu ergreifen. Bei den jüngeren Generationen dürfte sich diese Zurückhaltung abgeschwächt haben, da sich bei ihnen die Bemühungen um »Gleichberechtigung« auswirkten. Mit den Worten M<sup>é</sup>nie Grégoires: »Une évolution que résumant ces deux cris poussées sur l'antenne, l'un en 67: ›Je ne peux pas quitter mon mari, qu'est-ce que je deviendrais?‹ – l'autre en 81: ›Je ne peux pas quitter mon mari, qu'est-ce qu'il deviendrait?‹«<sup>25</sup> Darüber hinaus dürften jüngere Frauen allgemein mehr Übung im Umgang mit medialen Beratungsangeboten gehabt haben als ihre älteren Leidensgenossinnen.

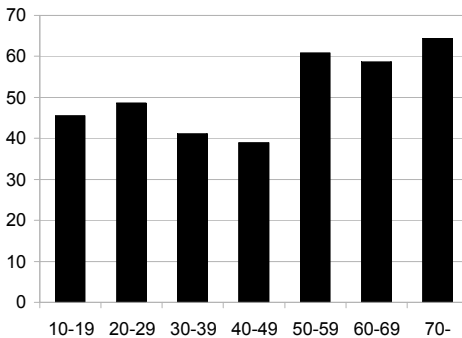


Abbildung 4: Prozentualer Anteil der Männer einer Altersklasse (Quellenauswahl).

<sup>24</sup> Da es sich dabei um lediglich 64,3 Prozent aller Schreibenden handelt, ist eine Verzerrung der Statistik nicht ganz auszuschließen. Es gibt jedoch keine Anhaltspunkte für eine systematische Beeinflussung; dass etwa ältere Männer ihr Alter häufiger genannt hätten als gleichaltrige Frauen, trifft beispielsweise nicht zu.

<sup>25</sup> Grégoire 1999, 11.

Wichtiger als das Geschlecht dürfte jedoch die persönliche Betroffenheit gewesen sein. Probleme hatten und haben Männer genauso wie Frauen, teilweise allerdings andere (→ SEX). Zu einem ähnlichen Schluss gelangt auch Vreni Vogelsanger in ihrer Untersuchung zur Lage der Selbsthilfegruppen in der Schweiz in den neunziger Jahren: »In der letzten Zeit sind spezielle Männerthemen aber vermehrt aufgegriffen worden, und es ist denkbar, dass die Teilnahme an einer Selbsthilfegruppe in Zukunft auch für Männer üblicher wird.«<sup>26</sup>

Die Altersverteilung aller Schreibenden zeigt Abbildung 5. Deutlich ist zu sehen, dass die Altersgruppe der 20- bis 29-Jährigen sehr stark vertreten ist, während sich die restlichen Schreibenden relativ gleichmäßig verteilen. Da sich inhaltlich keine eindeutigen Tendenzen ausmachen lassen, dürfte dies hauptsächlich auf die Situation der Spätgeborenen zurückzuführen sein. Sie waren es eher gewohnt, auf Beratung zurückzugreifen. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Marie-Véronique Gauthier für die von ihr untersuchten Briefe an Ménie Grégoire, wobei hier allerdings die 8- bis 19-Jährigen eine viel größere Gruppe darstellen als in den Quellen aus dem Korpus der »Lieben Marta«. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass sich die Jüngsten im deutschsprachigen Raum mit ihren Ratgesuchen an andere Me-

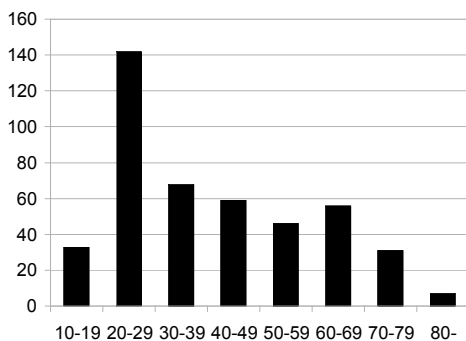


Abbildung 5: Anzahl Personen nach Altersklasse (Quellenauswahl).

dien oder Angebote wandten, allen voran möglicherweise die *BRAVO*. Diese Hypothese kann jedoch anhand des vorliegenden Materials nicht überprüft werden.

<sup>26</sup> Vogelsanger 1995, 53.

Daten über die soziale Herkunft lassen sich nur für einen kleinen Teil der Schreibenden überhaupt gewinnen. Die Mediadaten des *Blick* weisen für 1993 auf eine gewisse Übervertretung der Angestellten ohne Vorgesetztenfunktion mit einem Haushaltseinkommen unter CHF 6.000 hin.<sup>27</sup> Das dürfte wohl auch für die Korrespondentinnen und Korrespondenten der »*Lieben Marta*« zutreffen. Unter den 86 Personen, deren berufliche Tätigkeit sich feststellen lässt, gibt es 16 mit Hochschul- oder anderer Ausbildung auf tertiärer Stufe sowie elf leitende Angestellte und Personen, die von sich selbst schrieben, sie seien »in guter Stellung«. Da es sich dabei um angesehene Berufe und Ausbildungen handelt, dürfte hier der prozentuale Anteil derer, die sich über ihren Beruf definierten, höher liegen als bei manchen anderen Berufsgruppen. Zu letzteren zählen vor allem die Arbeiterschaft und die zahlreicheren Personen, die sich als »Angestellte« bezeichneten. Daneben gibt es unter anderem Wirts- und Kaufleute, Beamte, Landwirtinnen und Landwirte sowie eine Sexarbeiterin. Von den 465 Personen, deren Zivilstand bekannt ist, waren 210 ledig, 158 verlobt oder verheiratet, 55 getrennt oder geschieden und 42 verwitwet.

Zahlreiche dieser Personen oder ihre nahen Verwandten oder Bekannten dürften heute noch leben. Die Arbeit mit ihren Bekenntnissen verlangt deshalb spezielle Vor- und Rücksicht. So ist es selbstverständlich, dass alle Namen anonymisiert und weitere Angaben nur insofern übernommen wurden, als sie keine Rückschlüsse auf die Verfasserinnen und Verfasser erlauben. Ähnlichkeiten mit realen Personen sind deshalb so zufällig wie die Probleme und Anliegen alltäglich sind. Die vorliegende Studie soll deshalb nicht als Vorhaben verstanden werden, einzelne Personen und ihr Leben vorzuführen. Die Korrespondentinnen und Korrespondenten der »*Lieben Marta*« sollen vielmehr als an gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in den achtziger und frühen neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aktiv Beteiligten gewürdigt werden.

## 2 Stand der Diskussion

Bei einer Arbeit, die nicht einem bestimmten Thema in den Quellen folgen, sondern das Material nach den darin verhandelten Themen untersuchen will, ist nicht zu vermeiden, dass die Forschungslage zu einzelnen Themen

<sup>27</sup> WEMF 1993, 95 und 99.

nicht mit derselben Gründlichkeit aufgearbeitet werden kann, die bei anderen Forschungsvorhaben unabdingbar ist. Gleichwohl habe ich versucht, für die einzelnen Kapitel die jeweils relevante Literatur heranzuziehen. Da ich in den einzelnen Kapiteln auf die themenspezifischen Diskussionen und Debatten eingehe, ist hier nicht der Ort, um die Forschungslage für alle Themen zu skizzieren. Stattdessen sollen die übergreifenden Bereiche der Geschichte und Soziologie des Körpers und des Sexuellen, des Schreibens über sich selbst, der populären Medien und der Beratungskommunikation kurz umrissen werden.

Das Feld der Körpergeschichte ist mittlerweile kaum mehr zu überblicken.<sup>28</sup> Wichtig für mich sind Arbeiten, die sich auf Michel Foucaults Vorschläge zur Historisierung des Körpers<sup>29</sup> und Judith Butlers Überlegungen zur Performativität von Geschlechtskörpern stützen.<sup>30</sup> Ich beziehe mich unter anderem auf Studien zur Sichtbarkeit und Gestaltung von Körpern<sup>31</sup> sowie zur Geschlechtlichkeit<sup>32</sup> und zum Alter(n)<sup>33</sup>. Auch Forschungen zur Geschichte von Männlichkeiten sind von eminenter Bedeutung. Seit den Pionierstudien in den siebziger und achtziger Jahren<sup>34</sup> hat sich hier ein breites Forschungsfeld etabliert.<sup>35</sup> Nach wie vor zentral ist dabei das Konzept der »hegemonialen Männlichkeiten«, das sich als geeignet erwiesen hat, die Kritik an früheren Fassungen aufzunehmen. Ich beziehe mich deshalb hauptsächlich auf eine Neuformulierung der zentralen Thesen, die Raewyn W. Connell und James W. Messerschmidt im Jahr 2005 veröffentlichten.<sup>36</sup> Es geht mir darum, verschiedene Formen von Männlichkeit zu differenzieren, ohne aber die grundsätzlich privilegierte Position aller Männer auszublenden.<sup>37</sup>

Für historiographische Untersuchungen des Sexuellen, beziehungsweise der »Sexualität« ist Foucaults *La volonté de savoir*<sup>38</sup> aus dem Jahr 1976 nach

---

28 Für einen Überblick, der jedoch nur bis Ende der neunziger Jahre reicht, vgl. Lorenz 2000; für die Körperkonzepte in der Sexualwissenschaft vgl. Bauer 2003.

29 Eine Zusammenfassung der Diskussion bringen Sarasin 2001, 11ff. und Möhring 2004, 20ff.

30 Vgl. Butler 1991; 1997; 2001.

31 Vgl. Gilman 1999; Möhring 2002; 2004.

32 Vgl. u.a. Haraway 1995; Fausto-Sterling 2000; Schmerl et al. 2000; Opitz 2005.

33 Vgl. u.a. Hartung 2005.

34 Vgl. u.a. Theweleit 2005; Sedgwick 1985.

35 Vgl. zusammenfassend Martschukat und Stieglitz 2005.

36 Connell und Messerschmidt 2005; vgl. auch Dinges 2005.

37 Vgl. Martschukat und Stieglitz 2005, 59ff. und 81ff.

38 Foucault 2001.

wie vor der unhintergehbare Ausgangspunkt. »Sexualität« wird damit als eine gesellschaftliche Konstruktion fassbar, die historisch situiert werden kann. Die Rede von der »Sexualität« impliziert zum einen eine spezifische Verknüpfung von Vorstellungen über Fortpflanzung, Geschlechtlichkeit und Begehren mit der Überzeugung, dass darin das »Wesen« des Subjekts verborgen sei, zum anderen bezieht sie sich oftmals auf die Annahme, dass etwas lange Unterdrücktes »befreit« werden könne/müsse. Dieser »Sexualität« stelle ich den neutraleren Begriff des »Sexuellen« gegenüber. Er steht im Folgenden ganz allgemein für Handlungen und Vorstellungen, in denen Körper in der Absicht, »Lust« zu erregen, zueinander in Beziehung treten, ohne dass damit gleich eine Aussage über die Bedeutung solcher Akte gemacht werden soll. Auch dieser Terminus beansprucht keine epochenübergreifende Geltung; er soll es schlicht ermöglichen, nicht alle Beschreibungen von Körpern von vornherein durch die Brille der »Sexualität« zu betrachten.

In den vergangenen 30 Jahren hat sich auf der Grundlage der Arbeiten Foucaults ein breites Forschungsfeld zur Geschichte des Sexuellen etabliert.<sup>39</sup> Im Gegensatz zu anderen westeuropäischen Staaten<sup>40</sup> gibt es jedoch noch kaum Arbeiten zum geographischen Raum der Schweiz im 20. Jahrhundert, die einem diskursanalytischen Ansatz verpflichtet sind. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts ist zum einen die Studie von Natalia Gerodetti zu nennen, die Diskurse über »Homosexualität« in den Debatten über das erste gesamtschweizerische Sexualstrafrecht untersucht.<sup>41</sup> Zweitens erscheint mir Christoph Schlatters Arbeit über Schaffhauser Männer, die gleichgeschlechtliche (sexuelle) Beziehungen lebten, erwähnenswert. Schlatter zeigt anhand von Gerichtsfällen, wie verschiedene Konzepte und Formen gleichgeschlechtlicher Kontakte gelebt und thematisiert wurden und wie im Laufe des 20. Jahrhunderts die Figur des »Homosexuellen« immer zentraler wurde.<sup>42</sup> Beide Arbeiten beschäftigen sich mit der Geschichte von nicht-heterosexuellen

39 Verwiesen sei vor allem auf die von Eder herausgegebene *sexbiblio – bibliography of the history of western sexuality*, die laufend aktualisiert wird (vgl. Eder 2008); vgl. auch die mittlerweile zahlreichen Überblicksdarstellungen, Sammelbände und Lexika (beispielsweise Ariès und Béjin 1986; Gilman 1989; Bremmer 1989; Stanton 1992; Lautmann 1993; Hekma et al. 1995; Hunt 1996; Lancaster und Leonardo 1997; Bland und Doan 1998; Elias et al. 1999; Hergemöller 1999; McLaren 1999; Nye 1999; Dannecker und Reich 2000; Schmerl et al. 2000; Eder 2002; Lautmann 2002; Laqueur 2004; Eadie 2004; Bruns und Walter 2004; Pethes und Schicktanz 2008).

40 Vgl. u.a. Eder et al. 1995; Schmidt und Bernhard Strauss 1998; Eder et al. 1999; Davidson und Hall 2001.

41 Gerodetti 2005; 2006.

42 Schlatter 2002.

Objektwahlen, während andere Bereiche der Geschichte des Sexuellen kaum beleuchtet wurden. Dies mag damit zusammenhängen, dass die »Homosexualitätsgeschichte« während langer Zeit ein zentrales Feld der »Sexualitätsgeschichte« war<sup>43</sup> und Konstruktionen von »Heterosexualität« erst seit den späten achtziger Jahren zum Thema der Forschung geworden sind.<sup>44</sup> Die Geschichtsschreibung über die Homosexualität setzte dabei ungewollt die im Vergleich zu heterosexueller Objektwahl »spezielle« Beachtung ihres Gegenstandes fort. Auch die vorliegende Arbeit mag gelegentlich den Eindruck erwecken, dass von der heterosexuellen Norm abweichenden Objektwahlen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werde. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die »Norm« in der Regel nur durch das »Abweichende« sichtbar wird. Im Gegensatz zur Homosexualität bildet die Heterosexualität deshalb in den Quellen eine Leerstelle, auf die meistens nur implizit Bezug genommen wird.

In der Forschung eingehend thematisiert wurde auch die Prostitution um 1900 und der damit verbundene »Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten«, die damals im Zeichen der Sittlichkeitsbewegung ganz oben auf der politischen Agenda standen.<sup>45</sup> Für die Zeit nach 1945 finden sich, vor allem zum geographischen Raum der Schweiz, nur wenige Studien, die einen diskursanalytischen Zugang wählen.<sup>46</sup> Zu erwähnen ist hier hauptsächlich die Studie von Véronique Mottier zur Bedeutung des Sexuellen für das schweizerische nationale Imaginäre.<sup>47</sup> Weiter gibt es Arbeiten zur katholischen »Sexualmoral«<sup>48</sup> und zur Sexualpädagogik.<sup>49</sup> Zu Aids und HIV, dem zentralen Ereignis der achtziger Jahre, habe ich selbst gearbeitet (→ HIV UND AIDS). In Bezug auf die »sexuelle Revolution« der sechziger und siebziger

---

43 Zur Geschichte der »Homosexualität« und der »Homosexuellen« vgl. Hergemöller 1999; für die Schweiz vgl. u.a. Trüeb und Miescher 1988; Kokula und Böhmer 1991; Gerber 1998; Stucker 1998; Kennedy 1999; Portmann 2000; Portmann 2004; Moser 2001; Osters-tag 2004; Hofmann 2006; Speck 2006; Ammann 2009.

44 Vgl. für eine frühe Studie Sedgwick 1985; vgl. auch Butler 1991; Butler 1997.

45 Für Genf vgl. Cairolo et al. 1987; für Zürich Ulrich 1985; Puenzieux und Ruckstuhl 1994; Kessler 2003; Sarasin et al. 2004; Füglistler 2005.

46 Die meisten Studien sind einer sozial- und sexualwissenschaftlichen Herangehensweise verpflichtet und auf Vorschläge für Institutionen ausgerichtet (vgl. für Beispiele aus drei unterschiedlichen Jahrzehnten Müry-Graf 1983; Biener 1993; Cortolezzis und Muheim 2002).

47 Mottier 2000.

48 Vgl. Tschirren 1998; Künzler 2003; für Deutschland vgl. Großböling 2005.

49 Vgl. Thrier 1999.

Jahre hat die Forschung hierzulande dagegen erst eingesetzt,<sup>50</sup> während zu anderen Ländern und Regionen mittlerweile einige Studien vorliegen.<sup>51</sup> Entgegen der Sichtweise vieler Beteiligter gehe ich, gestützt auf neuere Arbeiten, davon aus, dass es *die* sexuelle Revolution – im Sinne einer grundlegenden Veränderung der Intimverhältnisse innerhalb einer kurzen Zeitspanne – nicht gab. Die Rede davon hat mehr mit der Selbstbeschreibung der Beteiligten zu tun<sup>52</sup> als mit kurzfristigen strukturellen Veränderungen in den sexuellen (Selbst-)Verhältnissen. Das bedeutet nicht, dass es im Verlauf des 20. Jahrhunderts nicht zu bedeutenden Verschiebungen gekommen ist, doch verliefen diese ruhiger, als es die Rede von einer »Revolution« impliziert.<sup>53</sup> Zu erwähnen sind hier, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, Tendenzen der Regulierung<sup>54</sup> und Normalisierung von ehemals devianten Objektwahlen und Praktiken,<sup>55</sup> Prozesse der Kommerzialisierung/Ökonomisierung<sup>56</sup> und Ausrichtung auf den Konsum,<sup>57</sup> Verwissenschaftlichung und Medizinisierung<sup>58</sup> sowie – nicht zuletzt im Zusammenhang mit grundlegenden Verschiebungen in den Geschlechterverhältnissen – Veränderungen im Bereich von Beziehungsidealen<sup>59</sup> und des Eherechts<sup>60</sup>. Wichtig ist jedoch darauf hinzuweisen, dass es durch das diskursive Ereignis der sexuellen Revolution zu einer Beschleunigung einiger dieser Prozesse kam. Zu nennen sind hier vor allem die Medialisierung und die Kommerzialisierung/Ökonomisierung des Sexuellen, die häufig mit dem Stichwort »Sexwelle« bezeichnet werden.

Mit der »Sexualreform«-Bewegung in der Zeit um 1900 und dem damaligen Diskurs über die »sexuelle Frage«<sup>61</sup> weist die Diskussion um eine »Liberalisierung« der Sexualität eine wichtige Vorläuferin auf. So lässt sich schon für jene Zeit eine Verschiebung von einer an der Produktion orientierten

50 Vgl. Kunz 2006; Schär 2006; Kunz 2007; Dardel 2007.

51 Vgl. u.a. Reiche 1988; Heidenry 1997; Allyn und Smith 2000; Dannecker und Reich 2000; Eder 2003; Schulz 2003; Herzog 2005a; b; Eitler 2007.

52 Vgl. Eder 2002, 221; Herzog 2005a; b; vgl. auch Slane 2001.

53 Vgl. zusammenfassend Eder 2002, insbesondere 211ff.; vgl. auch Cook 2004b.

54 Vgl. u.a. Bernstein und Schaffner 2004; Borillo 2004.

55 Vgl. Link 2006, insbesondere 73ff.

56 Vgl. Eder 2002, 211ff.; vgl. auch Hochschild 1994; Illouz 2003; 2005; Sigusch 2005.

57 Vgl. Stoff 2002; Illouz 2003; 2005.

58 Vgl. u.a. Béjin 1986a;b; Eder 2002, 187ff.; Apple 1995; Bauer 2003; Cook 2004a; b; Walter 2004; Eitler 2007, 241ff.

59 Vgl. u.a. Huber 1991; Buchmann und Eisner 1997; Sutter 2005.

60 Vgl. Farner 1995; Eidg. Kommission für Frauenfragen 2001; Gerhard 2005.

61 Vgl. für die Schweiz u.a. Badura 2002; für Deutschland Reinert 2000.

Sexualität zu einer auf den Konsum ausgerichteten erkennen.<sup>62</sup> Auch auf politischer Ebene sind für die zwanziger Jahre entscheidende Schritte der Liberalisierung – beispielsweise im Zusammenhang mit dem Schwangerschaftsabbruch und der Homosexualität – festzustellen.<sup>63</sup> Wichtig für die vorliegende Arbeit sind zudem die Veränderungen von Beziehungsidealen, die sich ebenfalls seit den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aufzeigen lassen.<sup>64</sup> Für die achtziger und neunziger Jahre und das meiner Studie zugrunde liegende Quellenmaterial ist hier die Debatte um die »Partnerschaft« und die »Verhandlungsethik« von Bedeutung.<sup>65</sup> Einen wichtigen Beitrag dazu leisten darüber hinaus auch die durch Niklas Luhmanns *Liebe als Passion*<sup>66</sup> angeregten systemtheoretischen Untersuchungen zur »romantischen Liebe«<sup>67</sup> sowie Eva Illouz' Arbeiten zum *Konsum der Romantik*.<sup>68</sup>

Die hier erwähnten langfristigen Tendenzen und Verschiebungen waren spätestens zu Beginn des Untersuchungszeitraums die dominanten Merkmale der »Sexualkultur«<sup>69</sup> geworden und sollten sich, so zeigt die vorliegende Studie, bis in die Mitte der neunziger Jahre kaum mehr verändern. Die konkrete Ausgestaltung des Sexuellen ist aber zugleich abhängig vom Medium, in dem es thematisiert wird.<sup>70</sup> Forschungsarbeiten zu Quellenkorpora, die mit demjenigen der »*Lieben Marta*« vergleichbar sind, gibt es meines Wissens bislang nur wenige. An erster Stelle sind die Untersuchungen der Briefe an Ménie Grégoire zu nennen.<sup>71</sup> Wichtig sind hier vor allem die Arbeiten von Dominique Cardon und Smäin Laacher, welche die kommunikativen und medialen Aspekte auf innovative Weise berücksichtigen.<sup>72</sup> Die methodisch und medientheoretisch nicht sehr ambitionierte Studie von Marie-Véronique Gauthier hingegen war mir eher für Vergleiche nützlich. Gauthier beschreibt, welche Themen die an Ménie Grégoire schreibenden Männer auf

62 Stoff 2002, 174ff.; vgl. auch Möhring 2004, 386.

63 Vgl. u.a. Eder 2002, 201; Gerodetti 2005; Gerodetti 2006.

64 Vgl. Arni 2004; Gerhard 2005.

65 Vgl. Beck und Beck-Gernsheim 1990; Giddens 1992; Schmidt 1996; Koppetsch 1998 2005; Sigusch 2005.

66 Luhmann 2001.

67 Vgl. u.a. Leupold 1983; Tyrell 1987; Fuchs 1999.

68 Illouz 2003; 2005.

69 Lautmann 2002, 249.

70 Vgl. Carstarphen und Zavoina 1999.

71 Das Material liegt heute in den Archives départementales d'Indre-et-Loire in Chambray-lès-Tours. Eine Auswahl von Briefen bringt Grégoire 2007.

72 Cardon und Laacher 1994; 2003; Cardon 1995; 1996; vgl. ferner Cardon und Laacher 1995; Laacher 1996.

welche Weise zur Sprache brachten.<sup>73</sup> Vom US-amerikanischen Mediziner Benjamin Spock<sup>74</sup> und der englischen Ratgeberin Marie Stopes<sup>75</sup> sind zwei weitere Korpora überliefert, die relativ gründlich untersucht sind. Sie werden jedoch in der Regel lediglich als Quellensammlungen betrachtet, während die spezifischen Qualitäten des jeweiligen Korpus kaum berücksichtigt werden. Auf originale Briefe stützen sich auch die Arbeiten von Luc Boltanski und Laurent Thévenot, die jedoch nicht in erster Linie Beratungs-, sondern Anprangerungsbriefe an den *Monde* untersuchen.<sup>76</sup> Beratungen in audiovisuellen Medien analysieren Maria Kastner und Sabine Maasen.<sup>77</sup> Auch die meisten dieser Studien gehen von konkreten thematischen oder kommunikationstheoretischen Fragestellungen aus und stellen nicht ein (Brief-)Korpus ins Zentrum der Untersuchung.

Die weiteren Arbeiten zu (populär-)medialen Beratungsangeboten stützen sich nur auf publiziertes Material zu bestimmten Themen.<sup>78</sup> Sie sind für die vorliegende Fragestellung kaum von Interesse, da sie weder in der Lage sind, die Art und Weise der redaktionellen Bearbeitung zu untersuchen, noch direkte Rückschlüsse auf die ursprünglichen Gesuche erlauben. Thematisch decken sie eine große Bandbreite ab; die Ergebnisse ordnen sich im Wesentlichen in den jeweiligen sexualitäts-, geschlechter-, wissenschaftsgeschichtlichen etc. Kontext ein. Unter ihnen gibt es meines Wissens keine Arbeiten, die sich speziell auf die Schweiz beziehen. Da der Markt für populäre Medien jedoch zumindest teilweise den ganzen deutschsprachigen Raum umfasst, sind die Ergebnisse leicht auf die hiesigen Verhältnisse übertragbar. Das gilt insbesondere für die Ratgeberliteratur, die normalerweise im gesam-

73 Gauthier 1999; vgl. zum Korpus von Mémie Grégoire ferner Sohn 2000; 2001a; b.

74 Vgl. u.a. Apple 1995; Grant 1998; Weiss 1999; eine Sammlung von Briefen bringt Foley 2005.

75 Vgl. u.a. Hall 1977; Holtzman 1982; Davey 1988; Hall 1991; Rose 1992; Geppert 1998; eine Sammlung von Briefen bringt Hall 1978.

76 Boltanski 1987; Boltanski 1990; Boltanski und Thévenot 1991; Boltanski 1993.

77 Kastner und Maasen 1995; vgl. auch Habermehl 1990; Perner 1991; Honegger 2001; zu audiovisuellen Medien vgl. ferner u.a. Boltanski et al. 1995; Krüger 1996; Maasen 1998; Reichertz 1998.

78 Vgl. etwa für Mitteleuropa Brinkgreve und Korzec 1979; Saathoff 1981; Franke 1996; Deichmann 1998; Lindau 1998; Seegers 1998; Seegers 1999; Seegers 2001; Seegers 2004; Wellmann 2004; für andere Regionen Arluke et al. 1984; Lafountain 1989; Hochschild 1991; 1994; Swain 1991; Jackson 1995; Schindler Zimmermann et al. 2002; Gudelunas 2008.

ten deutschsprachigen Raum vertrieben wurde. Zudem handelt es sich in vielen Fällen um Übersetzungen aus dem Englischen.<sup>79</sup>

Das bekannteste – und am besten untersuchte – Beratungsangebot in einem deutschsprachigen Medium ist sicherlich das der Jugendzeitschrift *BRAVO*.<sup>80</sup> Sie wurde und wird auch in der Schweiz von vielen jüngeren Personen gelesen. Ihr Einfluss dürfte somit auch hier beträchtlich gewesen sein, doch leider gibt es meines Wissens keine Arbeiten zur Rezeptionsgeschichte in der Schweiz. Auch die »*Liebe Marta*« war vor dem Beginn unseres Projekts kein Gegenstand der Forschung.<sup>81</sup> Das gilt auch für die Geschichte des *Blick*, der 1959, sieben Jahre nach seinem Vorbild *Bild-Zeitung*, gegründet wurde.<sup>82</sup> Die einzige neuere Darstellung, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, entstand bereits im Rahmen unseres Projekts. Annika Wellmann untersucht darin die Argumente, mit denen der *Blick* in der Frühzeit bekämpft wurde.<sup>83</sup> Eine ältere Studie stammt aus dem Jahr 1979, wurde also vor der hier vornehmlich interessierenden Periode verfasst.<sup>84</sup> Die Arbeit von Nicole Bodnar zur »Sex-Welle« im *Blick*<sup>85</sup> ist meines Wissens bisher die einzige, welche die Darstellung des Sexuellen im diesem Periodikum untersucht. Zum medialen Umfeld des *Blick* liegen hingegen einige Studien vor, die allerdings stark medienwissenschaftlichen Gesichtspunkten verpflichtet sind.<sup>86</sup>

79 Vgl. zu Ratgeberliteratur im Bereich des Sexuellen u.a. Arluke et al. 1984; Rusbridger 1986; Porter und Hall 1995; Melody und Peterson 1999; Thrier 1999; Mutongi 2000; Schindler Zimmermann et al. 2002; zu Ratgeberliteratur allgemein u.a. Koch-Linde 1984; Koch-Linde 1988; Hochschild 1991; Tretzel 1993; Hochschild 1994; Jeggle 1995; Helmstetter 1999; Kapitzky 1999; Sarasin 2001; Durrer 2002; Heimerdinger 2006; Duttweiler 2007b; Tomkowiak 2007.

80 Vgl. u.a. Wenzel 1990; 1992; Ehrenzweig 1997; Herrwerth 1997; Knoll und Monssen-Engberding 2000; Starke 2001; Sauerteig 2007; 2008; 2010; Schulz 2008; für englischsprachige Zeitschriften vgl. Garner et al. 1998.

81 Die Festschrift zum 175-jährigen Bestehen des Unternehmens Ringier bringt gerade mal einen Absatz über sie (vgl. Lüönd 2008, 271). Neben den Artikeln in Bänziger et al. 2010 wurden im Zusammenhang mit dem Projekt bisher folgende Aufsätze publiziert, bzw. sind angekündigt: Bänziger 2003; 2008a; 2008b; 2009a; 2009b; 2009c; Duttweiler 2004a; 2006a; b; 2008a; 2008b; 2010; Duttweiler und Bänziger 2006; Maasen und Wellmann 2008; Schwitter 2007; 2008a; b; Wellmann 2008a; b; 2009.

82 Lüönd 2008, 236.

83 Wellmann 2008b. Auch Lüönd (2008, 231ff.) geht auf die Geschichte des *Blick* ein, verzichtet aber auf einen wissenschaftlichen Apparat.

84 Saxer et al. 1979.

85 Bodnar 2002.

86 Vgl. Haller et al. 1981; Fleck et al. 1987; Meier und Schanne 1994; Koschnick 1995; Cornu 2000; Steinmann et al. 2000; Bonfadelli et al. 2006

Jene Medien, die explizit Rat geben wollen oder weiterführende Beratungsdienstleistungen anbieten, sind selbstverständlich nicht die einzigen, die Wissen über Körper und Beziehungen zur Verfügung stellen. Auch wo das Ratgeben nicht intendiert ist, kann Rat gesucht und gefunden werden, so etwa bei belletristischer Literatur, theatralischen Darbietungen<sup>87</sup> und – im Zusammenhang mit dem Bereich des Sexuellen nicht zuletzt – pornographischen audiovisuellen Medien. Während die Geschichte der Pornographie allgemein gut aufgearbeitet ist,<sup>88</sup> wird ihre Funktion als Vermittlerin sexuellen Wissens (→ PRAKTIKEN) erst in neuerer Zeit diskutiert.<sup>89</sup>

Neben Untersuchungen zu Medien, über die Rat und Wissen portiert werden, sind für den vorliegenden Zusammenhang Studien zu weiteren Aspekten von Beratung zentral. Hier sind zunächst jene sozialwissenschaftlichen Debatten zu erwähnen, die sich auf das Konzept der »Therapeutisierung der Gesellschaft« beziehen, das in den Sozialwissenschaften seit Mitte der siebziger Jahre diskutiert wurde. Handelte es sich anfangs hauptsächlich um Studien, die therapeutischen Ansätzen kritisch gegenüberstanden,<sup>90</sup> geriet seit den achtziger Jahren zunehmend die Ambivalenz von therapeutischen Interventionen, die zugleich befähigen und formen, in den Blick. Therapeutische Angebote im weitesten Sinne werden als wichtige – oder sogar: *die* – kommunikative Gattungen<sup>91</sup> oder Formen (→ RAT SUCHEN)<sup>92</sup> verstanden, um spezifische Selbstverhältnisse zu etablieren.<sup>93</sup> Die Sexualität gilt als einer der zentralen Orte, an denen diese Formen ansetz(t)en. Maasen spricht in diesem Zusammenhang von der »therapeutische[n] Konstruktion sexueller Selbst«<sup>94</sup>, in der es um die methodische Befreiung von Unglück, Misslingen oder Ungenügen gehe. Die Ergebnisse der Studie von Stefanie Duttweiler weisen jedoch darauf hin, dass das Sexuelle diesen Stellenwert in der Zwischenzeit verloren haben könnte. In den von ihr untersuchten Glücksratgebern aus der Zeit um die letzte Jahrhundertwende werde dieser Bereich

87 Vgl. etwa Shtier 2004.

88 Vgl. u.a. Adam 1985; Häberle 1985; Williams 1995; 1997; Hunt 1996; Kraakman 1995; Krottenthaler 1998; Elias et al. 1999; Hahn et al. 2004

89 Vgl. Sigel 2002; Cocks 2004; Eitler 2008.

90 Vgl. u.a. Illich 1979.

91 Luckmann 1986.

92 Fuchs und Mahler 2000; Fuchs 2004; Schützeichel 2004.

93 Vgl. u.a. Hahn 1982; Hahn/Willems 1993; Weiss 1993; Rose 1996; 1999; Maasen 1998, 21ff.; Foucault 2001; 2002; 2004c; Duttweiler 2004a; b; 2007b; 2008b; Ehrenberg 2004; Anhorn et al. 2007. Nikolas Rose verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff einer »therapeutic culture« (Rose 1998, 156).

94 Maasen 1998, 21.

des Lebens kaum thematisiert.<sup>95</sup> Gleichwohl sollte nicht vergessen werden, dass etwa die Einordnung in das System der Zweigeschlechtlichkeit und die sexuelle Objektwahl nach wie vor zu den wesentlichen gesellschaftlichen Angeboten für kohärente Selbstbilder gehören. In den achtziger Jahren im Allgemeinen und im Umfeld der Kolumne im Besonderen hatte zudem das Befreiungsversprechen der sexuellen Revolution einen kaum zu unterschätzenden Einfluss.

Die Geschichte (psycho-)therapeutischer Ansätze im 20. Jahrhundert wird allgemein als »Niedergang der Psychoanalytiker«<sup>96</sup> beschrieben. Ersetzt wurden sie zunächst durch verhaltenstherapeutische Zugänge,<sup>97</sup> die auch in den Ratschlägen der »*Lieben Marta*« einen zentralen Platz einnahmen. Als teilweise parallele Entwicklung dazu lässt sich in den letzten Jahrzehnten auch eine zunehmende Medikalisierung feststellen.<sup>98</sup> Im Zusammenhang mit der Geschichte beraterischer Praktiken dürften darüber hinaus auch die bislang kaum erforschten »systemischen« Therapieformen von Interesse sein. Im Gegensatz zu den teilweise stark normativen Verhaltenstherapien stützen sie sich in hohem Maße auf die »Ressourcen« der Klientinnen und Klienten.<sup>99</sup>

Wir leben nicht nur in einer »Therapie-«, sondern vor allem auch in einer »Beratungsgesellschaft«<sup>100</sup>, wie Peter Fuchs und Eckart Pankoke schon 1994 feststellten. In letzter Zeit ist Beratung zunehmend in den Fokus sozialwissenschaftlicher Forschung geraten,<sup>101</sup> während umfassende historische Darstellungen noch weitgehend fehlen.<sup>102</sup> Wünschenswert wären insbesondere Bestrebungen, eine Genealogie von beratenden Praktiken zu schreiben, die

---

95 Duttweiler 2007b, 202; zur These der abnehmenden Bedeutung der Sexualität vgl. auch Angerer 2007.

96 Béjin 1986b; Ehrenberg 2004.

97 Béjin 1986a.

98 Vgl. etwa Ehrenberg 2004.

99 Vgl. dazu das Dissertationsprojekt von Jens Elberfeld (Bielefeld) mit dem Arbeitstitel *Kybernetisierung des Selbst. Der Diskurs der Systemischen Therapie im deutschsprachigen Raum (1960–1990)*.

100 Fuchs und Pankoke 1994.

101 Für einen Überblick vgl. Schützeichel und Brüsemeister 2004.

102 Vgl. Bänziger et al. 2010. Hingegen gibt es eine Vielzahl von Studien zu einzelnen thematischen Aspekten: vgl. u. a. zur Erziehungs-, Ehe- und Sexualberatung der Zwischenkriegszeit Reyer 1988; Soden 1988; Gstach und Datler 2001; zur Berufsberatung in den selben Zeit Schütte 1994; zur Politikberatung in Deutschland Peter Krevert 1993; Nützenadel 2002; Grube 2003; Stefan Fisch und Wilfried Rudloff 2004; Metzler 2005; zur Managementberatung Kipping 1997; Wright 2000; Boltanski und Chiapello 2003; Arnoldus und Dankers 2005; Kipping und Saint-Martin 2005.

aufzeigen würde, zu welchem Zeitpunkt sich welche Elemente etablierten.<sup>103</sup> Insbesondere scheinen die Geschichte der Planung und die »Expertisierung«<sup>104</sup> Bereiche zu sein, deren Verbindungen zu (Lebens-)Beratung und Therapie noch genauer erforscht werden müssen. Dasselbe gilt für die Einflüsse kybernetischen/systemischen Denkens.<sup>105</sup>

In der vorliegenden Studie verwende ich den Begriff »Beratung«, indem ich vom (kommunikativen) Handeln der »*Lieben Marta*« ausgehe. Im Unterschied zum Konsum von Ratgeberliteratur und anderen Medien der Wissensverbreitung war die Kommunikation mit ihr immer mit Formen der Gegenseitigkeit verbunden. Anders als bei therapeutischen Interventionen im engeren Sinne begleitete sie die Ratsuchenden nicht auf dem Weg zur (Ver-)Besserung. Sie gab lediglich Anstöße und half, Lösungswege zu finden. Die für therapeutische Praktiken grundlegende gemeinsame Arbeit an den Problemen<sup>106</sup> fiel somit vergleichsweise wenig intensiv aus. Bezeichnend ist zudem der Umstand, dass die Ratgeberin auch als Vermittlerin zwischen einzelnen Therapieangeboten fungierte. Sie wies ihre Leserschaft auf eine bestimmte Institution hin, empfahl oder riet ab (→ DRITTANGEBOTE). Sobald es sich nicht bloß um eine Entscheidungssituation<sup>107</sup> oder einen Bedarf nach Information handelte, sondern um eine ernsthafte Erkrankung, verwies sie die Ratsuchenden an Therapeutinnen und Therapeuten. Beratung orientiert sich nicht an den Begriffen »Krankheit« und »Gesundheit«. Es geht stattdessen um Information, Normalität und Optimierung (→ KÖRPER, SEX).

Das bedeutet nicht, dass therapeutische Effekte im Rahmen (populär-)medialer Beratung nicht möglich wären. Sie sind sogar erwünscht, werden aber nicht vorausgesetzt und sind in der Regel nicht überprüfbar (→ RATSUCHEN). Damit gilt auch hier, was Albert Scherr für Beratung im Rahmen

103 Einen Vorschlag für eine Periodisierung der Geschichte psychosozialer Beratung bringt Großmaß (2000, 61ff.). Professionalisierte Beratung sei in den zwanziger bis vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts aufgekommen, und zwar hauptsächlich auf zwei Feldern: Berufs- und Karriereberatung sowie Gesundheit und Erziehung. Von den späteren Beratungsangeboten seit den sechziger Jahren hätten sie sich erstens dadurch unterschieden, dass sie mehr auf Information und Aufklärung abzielten als auf persönlich Konflikte und Probleme. Zweitens seien die Angebote auch weniger stark institutionalisiert gewesen.

104 Vgl. dazu Metzler 2005.

105 Hierzu wird ebenfalls das bereits erwähnte Dissertationsprojekt von Jens Elberfeld neue Erkenntnisse bringen; zur »Kybernetisierung der Sexualwissenschaft« vgl. Bauer 2003; Hinweise zu kybernetischen Vorstellungen in den Planungsdebatte bringt auch Metzler 2005, 252ff. und 294f.

106 Vgl. auch Schützeichel 2004, 275f.

107 Ebd., 276.

sozialer Arbeit betont: »Von Beratungskommunikation als einer spezifischen Kommunikationsform – im Unterschied zu einer [...] erzieherischen oder sozialadministrativen Kommunikation oder zu therapeutischen Behandlungen, die auf direkte Eingriffe und Regulierung zielen – kann sinnvoll jedoch nur dann gesprochen werden, wenn der prinzipiell dialogische Charakter von Beratung gewahrt bleibt.«<sup>108</sup> Trotzdem ist die Rollenverteilung grundsätzlich asymmetrisch.<sup>109</sup> Im Gegensatz zu Institutionen staatlicher sozialer Arbeit entbehrte die »*Liebe Marta*« jedoch einer direkten Sanktionsmacht. Es waren die Ratsuchenden, die letztlich darüber entscheiden mussten, ob und wie sie den Rat befolgen wollten<sup>110</sup> – man könnte allerdings auch sagen: die zur Einsicht in die Notwendigkeit zu handeln gelangen mussten, wie ich im Folgenden etwas ausführlicher darstellen werde.

Die »*Liebe Marta*« und die mit ihr Korrespondierenden kommunizierten in den meisten Fällen auf schriftlichem Weg.<sup>111</sup> Schreiben über sich selbst ist immer auch Arbeit an sich selbst, angeleitet durch die zu einer bestimmten Zeit dominanten Formen der Selbstthematizierung.<sup>112</sup> Im Prozess des Schreibens wird die eigene Biographie – als ganze oder, wie im Fall der meisten Briefe, teilweise – (re-)konstruiert,<sup>113</sup> womit eine gewisse Kohärenz des Selbstverhältnisses hergestellt wird.<sup>114</sup> Den Begriff »Kohärenz« ziehe ich im Folgenden der »Identität« vor, da letztere für den vorliegenden Zusammenhang zu unscharf und gleichzeitig mit einem zu umfassenden Anspruch verbunden ist. Darüber hinaus ist sie theoriegeschichtlich mit dem Konzept des »Individuums« verwoben,<sup>115</sup> an das seinerseits Implikationen geknüpft sind, die in jüngerer Zeit – nicht nur im Zusammenhang mit der Biographieforschung – zu Recht in Frage gestellt worden sind.<sup>116</sup> Die Selbstthematizierung

108 Scherr 2004, 99; vgl. auch die Unterscheidung von Beratung, Belehrung und Betreuung bei Schützeichel 2004, 279. Dass solche Definitionen immer idealisierend sind, zeigt etwa Duttweiler (2007b, 261), die auf die in jüngerer Zeit feststellbare Zunahme von »Zwangsberatung« hinweist.

109 Scherr 2004, 100f.; Duttweiler 2007b, 265.

110 Vgl. auch Schützeichel 2004, 277.

111 Von der Sendung »Sex nach 9« auf dem Zürcher Sender *Radio Z* ließen sich leider keine Mitschnitte finden.

112 Eine Übersicht bringt Maasen 1998; vgl. auch Porter 1996.

113 Hahn 1990; 2000; Völter et al. 2005.

114 Zum (auto-)biographischen Schreiben vgl. Hahn 1987; Dausien 2001; Jancke und Ulbrich 2005; Völter et al. 2005; Karl 2006. Für eine aktuelle Forschungsübersicht zur Thematik Biographie/Kohärenz/Geschlecht vgl. auch Nünning und Nünning 2006.

115 So etwa bei Kaufmann 2005, 48.

116 Mit Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich ziehe ich deshalb den neutraleren Begriff der »Person« vor (vgl. Jancke und Ulbrich 2005, 16).

gen beschreibe ich deshalb in Anlehnung an Foucault und Butler nicht als Praktiken der »Individualisierung«, sondern der »Subjektivation«. Es handelt sich um »Techniken«, mittels derer innerhalb spezifischer gesellschaftlicher Umstände ansprechbare und handlungsfähige Subjekte hergestellt werden.<sup>117</sup>

Der Begriff »Kohärenz« bezieht sich vor diesem Hintergrund auf den Umstand, dass die Personen, die sich an die »*Liebe Marta*« wandten, versuchen mussten, sich als Subjekte einer von der Leserschaft nachvollziehbaren Geschichte zu beschreiben. Einen Brief an eine Ratgeberin zu verfassen, stellte die Ratsuchenden vor die Aufgabe, sich zu Protagonistinnen und Protagonisten von mehr oder weniger kohärenten Erzählungen zu machen. Mit anderen Worten: Wer über sich schreibt, schreibt zugleich sich selbst. Mit Ines Langemeyer können die sozial tradierten Inhalte sowie Handlungs- und Darstellungsformen, auf die sich die Schreibenden stützen konnten, um ihre Geschichte zu schreiben, als für konkrete historische Situationen spezifische gesellschaftliche Kohärenz-Angebote verstanden werden.<sup>118</sup>

Diese Überlegungen zur Kohärenz lassen sich darüber hinaus an die Debatte über die »(neo-)liberale Gouvernamentalität« anschließen, die für die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Beratungsgesellschaft zentral ist. Foucault argumentiert, dass liberales Regierungshandeln anders als ältere Formen nicht (hauptsächlich) auf Zwang und Kontrolle ausgerichtet gewesen sei, sondern immer auch auf die »Freiheit« der Subjekte zähle, für die lediglich die Rahmenbedingungen festgelegt würden. Was die einzelnen Personen darüber hinaus getan, wie genau sie funktioniert hätten, habe hingegen nicht weiter interessiert: »Die Leute gewähren lassen, die Dinge geschehen, die Dinge laufen lassen, *laisser faire*«. <sup>119</sup> Ziel gouvernementalen Handelns sollte nicht mehr in erster Linie sein, »disziplinierte« Subjekte zu formieren. Mit anderen Worten: Der Staat sollte sich also tendenziell aus der Rolle des Anbieters von Kohärenz zurückziehen, was zur Folge hatte, dass andere Akteure die entstehenden Lücke auszufüllen hatten. Wenn der »Disziplinarapparat, der Identität zu produzieren und zu totalisieren sucht«, wegfällt und folglich nicht mehr ein »bleibende[s] Objekt leidenschaftlichen Verhaftetseins« <sup>120</sup> darstellen kann, verschwindet nicht auch das Bedürfnis nach (biographischer) Kohärenz. Sofern Menschen als grundsätzlich mangelhafte und somit auf soziale Beziehungen angewiesene Wesen existieren,

117 Vgl. Butler 1997; 2001.

118 Langemeyer 2004, 74.

119 Foucault 2004a, 77; Hervorh. i.O.

120 Butler 2001, 97.

zeichnen sie sich durch einen Bedarf nach Anerkennung aus. Da diese nicht immer über konkrete, »höchstpersönliche«<sup>121</sup> Kommunikationsformen erbracht werden kann, müssen abstraktere Kohärenzangebote die entstehende Lücke ausfüllen. Zu den Anbieterinnen gehören nicht zuletzt die Natur- und die Bevölkerungswissenschaften, die den Einzelnen auf Basis statistischer »Normalverteilungen« sozial anerkannte – »normale« – Verhaltensweisen und Verkörperungen<sup>122</sup> vorzeigen. Die damit verbundene »Normalisierung« ehemals »devianter« Handlungen und Subjektpositionen ist nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Geschichte des Sexuellen im 20. Jahrhundert deutlich zu sehen (→ OBJEKTWahl).

Ein weiteres Kohärenzangebot, das heutzutage laut angepriesen wird, ist die Figur des »unternehmerischen Selbst«.<sup>123</sup> Dessen Genealogie führt zu den ordo- und neoliberalen Theoretikern der Zwischen- und Nachkriegszeit. Sie hätten, so argumentiert Foucault, nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen mit dem alles bestimmenden nationalsozialistischen Volksstaat<sup>124</sup> und der Kritik an der Planungseuphorie des »New Deal«<sup>125</sup>, die liberale Konzeption in einem entscheidenden Punkt umgekehrt. Der Staat sollte in ihren Augen nicht mehr für die Begrenzung und Ordnung des Marktes zuständig sein; das Ziel des neoliberalen Projekts bestand vielmehr darin, »die formalen Prinzipien einer Marktwirtschaft auf die allgemeine Regierungskunst zu beziehen oder abzubilden«.<sup>126</sup> Das bedeutete zugleich, dass es nicht mehr darum gehen konnte, den »Markt« – oder besser: den »Wettbewerb« – einfach »machen zu lassen«. Da sie Markt und Wettbewerb nicht mehr als »natürliche« Gegebenheiten aufgefasst hätten, sei es für sie klar gewesen, dass institutionelle »Spielregeln«<sup>127</sup> aufgestellt werden mussten, die deren Funktionieren sicherten. Der Ort der Intervention sei jedoch im Vergleich zu den keynesianischen Planungsbemühungen auf eine grundlegende Weise verschoben worden: Nicht mehr konkrete Prozesse sollten gesteuert, sondern lediglich der »rechtsstaatliche« Rahmen für das freie Handeln der Unternehmen festgelegt werden.

Foucault argumentiert weiter, dass das Unternehmen auf diese Weise zum grundlegenden Ordnungsprinzip nicht nur der Wirtschaft, sondern der

121 Luhmann 2001, 24.

122 Vgl. etwa Möhring 2004.

123 Vgl. die Übersicht bei Duttweiler 2007b, 20ff.

124 Foucault 2004b, 154ff.; vgl. auch Metzler 2005, 12 und 51f.

125 Foucault 2004b, 301.

126 Ebd., 187.

127 Ebd., 244.

ganzen Gesellschaft erhoben worden sei. Die Neoliberalen hätten die Idee verfolgt, »dass die Wirtschaftsanalyse als Grundelement dieser Interpretationen nicht so sehr das Individuum, nicht so sehr Prozesse und Mechanismen, sondern Unternehmen anerkennen soll. Eine Wirtschaft, die aus Unternehmenseinheiten besteht, eine Gesellschaft aus Unternehmenseinheiten«. <sup>128</sup> Das Modell des Wettbewerbs unter Unternehmenseinheiten stellt also in der neoliberalen Theorie den zentralen Fokus für die Analyse des Handelns einzelner Personen dar. Wenn diese nun selbst beginnen, sich in ihrem Handeln möglichst an ökonomischen Kalkulationen ausrichten, erhält die Figur des dergestalt reformulierten »Homo oeconomicus«, des »Unternehmer[s] seiner selbst« <sup>129</sup>, die Funktion eines Kohärenzangebots. Bereits die Vertreter des deutschen Ordoliberalismus haben diese Funktion explizit diskutiert. <sup>130</sup> Foucault betont jedoch, dass, zumindest für die US-amerikanischen Neoliberalen, der »Unternehmer seiner selbst« lediglich als Werkzeug gedient habe, um menschliches Handeln zu beschreiben. Es habe sich weder darum gehandelt, das ganze Subjekt als Homo oeconomicus zu beschreiben, noch darum, den einzelnen Personen ein solches Verhalten vorzuschreiben: »Der Homo oeconomicus ist die Schnittstelle zwischen der Regierung und dem Individuum. Und das bedeutet keineswegs, daß jedes Individuum, jedes Subjekt ein ökonomischer Mensch ist.« <sup>131</sup> Foucault weist explizit darauf hin, dass die von den Neoliberalen entworfenen Interventionsmöglichkeiten nicht in disziplinierender Weise auf das »Innere« der Menschen abgezielt hätten, sondern bloß auf die Gestaltung von deren »Umwelt«. <sup>132</sup>

Die Frage, die sich nun mit Bezug auf die aktuelle sozialwissenschaftliche Diskussion über die Beratungsgesellschaft stellt, ist diese: Wie lässt sich die unter anderem über Beratungspraktiken vollzogene gesellschaftliche Herstellung von unternehmerischen Selbsten im Zusammenhang mit Foucaults Darstellung der neoliberalen Theorie beschreiben? Der heute zu beobachtende Zwang zur Beratung ebenso wie die Tatsache, dass unzählige Personen freiwillig Ratgeberliteratur konsumieren und Beratungsangebote konsultieren, spreche dafür, so schreibt beispielsweise Duttweiler, dass Beratung heute eine der zentralen Praktiken sei, an denen Personen lernen können, wie sie sich zu führen haben. Man könne sie sogar »als einen Ort verstehen, an dem sich Selbst- mit Fremdführung auf geradezu paradigmatische Weise ver-

128 Ebd., 313; vgl. auch ebd., 207ff.

129 Ebd., 314.

130 Ebd., 335.

131 Ebd., 349 (Hervorh. i.O.); vgl. auch ebd., 359.

132 Ebd., 359 und 370ff.

schränken«. <sup>133</sup> Hier würden Subjekte konstituiert, die den Anforderungen eines »unternehmerischen Selbst« genügen können. Über das Geständnis einer Person, so Duttweiler weiter, werde auf mehr oder weniger methodische Weise Wissen über die einzelnen Personen produziert und zum Expertenwissen der Beraterinnen und Berater in Bezug gesetzt. Die intendierte Veränderung des Verhaltens werde somit nicht autoritär durchgesetzt, sondern über »Konsensbildung« plausibel gemacht: »Sich nicht an der autoritätsgestützten und zugleich selbstbestimmt mitproduzierten Wahrheit über sich zu orientieren und sein Leben nach diesen Vorgaben neu auszurichten, wäre ausgesprochen unvernünftig – und seinerseits beratungsbedürftig.« <sup>134</sup> Macht und Wissen verbänden sich hier so, dass die Lösungswege von den Betroffenen nicht als von außen auferlegte, sondern als »frei« gewählte wahrgenommen würden. Die von Scherr postulierte Entscheidungsfreiheit wird damit auf entscheidende Weise präzisiert. Als »wesentliche[n] Effekt von Beratung« bezeichnet Duttweiler, dass sie die »Eigenverantwortlichkeit« plausibel mache. Sie werde somit zu einer zentralen »Akzeptabilitätsbedingung der aktuellen politischen Rationalität [...]. Mit anderen Worten: Beratung erweist sich als ein wesentliches Element, den Umbau des Sozialen, der auch ein Projekt des Umbaus des Menschen ist, (mit) zu gestalten.« <sup>135</sup>

Vor dem Hintergrund von Foucaults Ausführungen zur neoliberalen Theorie stellt sich nun die Frage, ob hier tatsächlich mit Duttweiler und anderen von »einem Moment neoliberaler Gouvernementalität« <sup>136</sup> gesprochen werden sollte? Zwar lässt sich der Einfluss neoliberalen Regierungsdenkens auf die Politik der letzten Jahrzehnte nicht bestreiten. <sup>137</sup> Auch wenn sich die Verknüpfung zwischen Regierung und Selbst-Regierung, beziehungsweise zwischen Führung und Selbst-Führung, in Foucaults Lektüren der neoliberalen Theoretiker nicht findet, <sup>138</sup> wird deshalb argumentiert, dass das Spezifische der derzeitigen Regierungsformen als Folge der Über- und Umsetzung neoliberalen Regierungsdenkens in eine Regierungspraxis anzusehen sei, welche die genannten Formen der Subjektivierung befördere. Ge-

---

133 Duttweiler 2007a, 262.

134 Ebd., 269.

135 Ebd., 273.

136 Ebd.

137 Vgl. neben den Ausführungen Foucaults etwa Metzler 2005; Prasad 2005; Schranz 2005; Lessenich 2008; Candeias 2009; Dörre et al. 2009.

138 In seinen Vorlesungen zur Gouvernementalität geht er einzig im Zusammenhang mit frühneuzeitlichen Ratgebern zur Regierungskunst (vgl. Foucault 2004a, 135, 142 und 182f.) konkret darauf ein.

nau dies scheint mir jedoch eine verkürzte Darstellung zu sein. Obwohl Schlagworte wie das »unternehmerische Selbst« tatsächlich eine zentrale Funktion in den aktuellen politischen Debatten spielen, lassen sich doch gleichzeitig – sowohl in der allgemeinen Ausrichtung des Regierungshandelns als auch in dessen konkreter Umsetzung – eine ganze Reihe von konstitutiven Elementen erkennen, die nicht als (neo-) liberal bezeichnet werden können. Dazu gehören etwa die Orientierung an »communities«<sup>139</sup> oder die zunehmende »horizontale« Segregation einzelner sozialer Gruppen.<sup>140</sup> Auch tendieren die derzeitigen Sicherheitsregimes dazu, den Schwerpunkt vom positiven Recht, das für die Neoliberalen von zentraler Bedeutung war, auf den polizeilichen Ausnahmezustand mit seinen Maßnahmen- und Verordnungen zu verschieben und damit das labile Verhältnis zwischen Ermöglichung von Freiheit und repressivem Zugriff zu kippen.<sup>141</sup> Solche nicht nur auf die »Ränder« der »bürgerlichen Gesellschaft« abzielenden staatlichen Interventionen bewirken, dass der liberale Ort der »Gesellschaft« als Begegnungsraum der Unternehmenseinheiten grundsätzlich in Frage gestellt wird.

Zu den heterogenen Elementen gehören aber auch auf die »Individuen« selbst ausgerichtete und moralisch aufgeladene »Maßnahmen« wie Präventionskampagnen gegen »Übergewicht«<sup>142</sup> oder der staatliche Zwang zur Beratung, beispielsweise im Rahmen der »aktivierenden« sozialen Arbeit.<sup>143</sup> Steht letzterer nicht diametral dem neoliberalen Prinzip gegenüber, wonach Interventionen auf die »Umwelt« und nicht auf das Innere der regierten Personen abzielen sollen? Und: Sollten solche Politiken nicht als Formen der Disziplinierung beschrieben werden, die letztlich nur teilweise mit anderen »Techniken« arbeiten als frühere Formen? Dass »aktivierende« Staatlichkeit zudem

139 Rose 1996, 331ff.; Merz-Benz 2005.

140 Darunter verstehe ich die seit einiger Zeit beobachtbare Tendenz, das »Risiko« sozialer Konflikte zu reduzieren, indem einzelnen Interessengruppen abgegrenzte Räume exklusiv zur Verfügung gestellt werden – unter der Bedingung, dass sie ihren Handlungshorizont auf diese Räume beschränken (vgl. dazu auch Hardt und Negri 2002, 204 und 212). Es geht also darum, Konflikte nicht zu schlichten, sondern gänzlich zu vermeiden, auch wenn nicht die »bürgerliche Gesellschaft« als Ganze bedroht zu sein scheint. Dies steht durchaus im Widerspruch zum neoliberalen Denken (Foucault 2004b, 246f.).

141 Vgl. dazu ebd., 98f.; vgl. auch Hardt und Negri 2002, 326; Agamben 2006; 2007.

142 Vgl. dazu Lessenich 2008, 122ff.

143 Vgl. dazu Maeder und Nadai 2005, die anschaulich die »Widersprüche zwischen dem neoliberal modernisierten Klientenbild und einer nach wie vor disziplinierenden Sozialhilfe« (189) aufzeigen; vgl. auch Nadai 2007; zur »Individualisierung« vgl. Foucault 2004b, 202ff. und 280ff.